

„Mein Gott, was soll aus Deutschland werden...“

Gedanken zur „Leitkultur“

(Vortrag Bürgermeister Ullrich Eidenmüller, Karlsruhe, zuerst gehalten in der VHS Karlsruhe am 23.9.2001)

Als ich im vergangenen Jahr als neuer Kulturdezernent auch den Vorsitz der Volkshochschule Karlsruhe übernahm, brachte ich eine Anregung mit: Ich wollte die damals unter dem Stichwort „Leitkultur“ aufgekommene und heftig geführte Diskussion in einer eigenen Veranstaltungsreihe aufnehmen und vertiefen. Denn ich war und bin der Meinung, dass man über das Zusammenleben, das Miteinander in der Stadt, das Leben zwischen Deutschen und Ausländern – oder besser: zwischen Alteingesessenen und Fremden – gar nicht intensiv genug reden kann. Denn die zugrunde liegenden Probleme sind ebenso alt wie noch immer ungelöst. Die Auseinandersetzung zwischen fremd und gewohnt, zwischen mein und dein ist so alt wie die Menschheit selbst. Das Verteidigen des Terrains, des ureigenen Lebensbereichs, ist ein Atavismus, ist ein uralter Teil von Selbstbehauptung. Das Thema bleibt, die Methoden ändern sich. Darüber muss man reden – ja, auch streiten. Und zwar mit Worten als den einzigen Waffen. Deshalb begrüße ich jede Diskussion, unter welchem Schlagwort auch immer sie in Gang gesetzt wird. Wir dürfen und ich will sie nicht versanden lassen. Denn sie käme wieder. Die Debatte unter dem Stichwort „Leitkultur“ war ja auch nicht die erste Debatte über diese Thematik und sie wird nicht die letzte sein. Würden wir aber warten, bis sie aus ganz aktuellem Anlass wieder hochbrodelt, wären wir schlecht beraten. Angst und Wut sind schlechte Ratgeber.

Der 11. September 2001

Seit den Attentaten in Amerika in der vergangenen Woche hat das Thema eine neue Qualität gewonnen. Ich habe meine Gedanken neu ordnen müssen und das war nicht leicht. Meine Rede hat neue Akzente erhalten. Schärfer als je zuvor macht das zunächst unglaubliche Ausmaß des Bösen, das Ausmaß des Tabubruchs mit unseren gewohnten zivilisatorischen Maßstäben deutlich, welche Wunden offen liegen. **„Die Pforte der Wahrnehmung öffnen!“**, lautet der Rat William Blakes an uns. William Blake, dessen Wahrnehmung 1793, festgehalten im Zyklus „Amerika. Eine Prophezeiung.“ sich heute wie eine hellsichtige Vision der aktuellen Ereignisse ausnimmt.

Was nehmen wir wahr, wenn wir uns öffnen?

- Wir sehen die immer wiederkehrende Unfähigkeit von Menschen, miteinander auszukommen
und
müssen doch an der Hoffnung festhalten, dass wir gemeinsam einen Weg finden, diesen Zustand zu überwinden; eine Hoffnung, ohne die wir das Licht ausmachen könnten.

- Uns bleibt die traurige Erkenntnis, dass zwischen Liebe und Hass beim Zusammenleben der Hass immer wieder Siege davonträgt
und
uns die Aufgabe belässt, diese dunkle Kraft unserer Natur ebenso oft zumindest beim Zusammenleben vor Ort zu bändigen.

- Die Unfähigkeit zu trauern mit denen und über diejenigen, die anderer Meinung sind als wir - sie ist mitten unter uns
weil
in unseren Köpfen Schubladen für Menschenschicksale erster und zweiter Klasse entstanden sind, womit wir uns selbst für ein offenes Miteinander blockieren.

Was bedeutet das Attentat für uns im Mikrokosmos Karlsruhe? Zunächst: wir sind mittendrin. Auch in unserer Stadt leben gute und böse Menschen. Auch hier können scheinbar friedliche Nachbarn üble Pläne schmieden - wie in Hamburg oder Bochum. Erinnern wir uns nur an die Rolle, die das gutbürgerliche Karlsruhe in der Zeit des deutschen Terrorismus der 70er Jahre gespielt hat. Und dass wir, Sie und ich, gefährdet sein können wo immer wir uns auch bewegen, wird durch nichts deutlicher als durch die Tatsache, dass im World Trade Center über 6000 Menschen gestorben sind, die aus über 60 Ländern kamen, darunter auch 100 Deutsche. Das ist also keine Sache der Amerikaner, die Welt selbst ist getroffen und mit den Ursachen dieses Anschlags muss man sich überall auseinandersetzen. Auch wir in Karlsruhe. Insoweit begrüße ich das Angebot der Christlich-Islamischen Gesellschaft Karlsruhes zum Dialog, danke dafür herzlich und nehme für die Stadtverwaltung dieses Angebot ausdrücklich

an. Wir sollten uns umgehend zusammensetzen und nach Dialogformen suchen, die die Aussicht haben, von einem möglichst großen Teil der Bevölkerung angenommen zu werden.

Dialog ohne (Denk-)Tabus

Diesen Dialog sollten wir offen und ohne Tabus führen, dazu verpflichtet uns der schreckliche Hintergrund. Ich selbst werde die Frage einbringen, die mich seit Tagen beschäftigt, wenn ich über die Ursachen nachdenke. Weshalb weisen die Spuren der Gewalt momentan in den arabischen Raum, weshalb führt gerade dort die explosive Mischung aus Armut, Hoffnungslosigkeit und fanatischem Glauben zu solch unglaublichen Eruptionen? Immerhin leben ja nicht nur dort, sondern auch in beklagenswert vielen anderen Teilen der Welt Millionen von Menschen in bitterer Not, ohne dass sie vergleichbare Mittel anwenden oder nur vergleichbar hassbeherrschte Organisationen bilden. Ich denke an Indien etwa, an Afrika oder an die Slumgürtel um die lateinamerikanischen Städte. Also spielt der spezifische Glaube bei dieser Diskussion eine ganz spezifische Rolle – aber welche? Und was folgt daraus? Fragen, denen sich sicher auch die Muslime stellen. Uns allen ist klar, dass der Islam auf der Welt ganz überwiegend als eine tolerante und friedliebende Religion gelebt wird. Wie man diesen mittelalterlich anmutenden und aggressiven Ausprägungen des islamischen Glaubens begegnet, das ist sicher eine Frage, die wir über die Glaubensrichtungen diskutieren sollten und werden.

Mit dem Andersdenkenden leiden lernen

Mit einem aktuellen Beispiel will ich die aktuellen Ereignisse in den USA und ihre Auswirkungen auf unsere Stadt verbinden mit dem generellen Thema des Zusammenlebens von Ausländern und Deutschen in Karlsruhe, das ja vor einem Jahr der eigentliche Anlass unserer Veranstaltungsreihe war. Es war am Donnerstag abend nach dem Attentat auf dem Marktplatz, wo sich die Bevölkerung versammelt, um der Opfer der Anschläge zu gedenken. Einer, von dem man weiß, das er sich für das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern engagiert, stand neben mir, keine Kerze in der Hand und meinte, zu dieser Stunde, die ja ausschließlich die stille Stunde des Gedenkens an die Opfer sein sollte, zu allererst darauf hinweisen zu müssen, dass bin Laden ja von den Amerikanern hochgepäppelt worden wäre und überhaupt der CIA – man wisse ja.

Es ist ein beklagenswerter Reflex, der aus einem solchen Verhalten spricht und gegen den wir alle nicht immun sind. Ein Reflex darauf, dass die vertraute Nische, der eigene Wertmassstab von gut und böse durcheinander geraten ist. Und er zeigt uns, wie die Spirale der Abneigung, der Vorurteile und der Gewalt in Gang kommt. Er zeigt eine mangelnde Bereitschaft, sich mit der Person des Nächsten, dem „Du“, seinem Wert, auseinander zu setzen. Ihn als Teil einer Gruppe zu sehen, die man mag oder nicht mag und nicht als Individuum zu behandeln. Es ist der Verzicht darauf, über die kleine Welt der eigenen Gedanken und Gefühle hinauszudenken, letztlich ein selbst auferlegtes Denkverbot.

Nicht, dass ich das nicht verstehen würde. Es ist bequem, sich in der eigenen Gedankenwelt einzurichten. Und wir alle richten es uns gerne bequem ein. Und es tut weh, auf Widerspruch zu stoßen, dabei auch Widersprüche bei sich selbst zu entdecken und sich gar korrigieren zu müssen. Es ist einfach schwer, die eigenen Denkgrenzen zu überprüfen und zu überspringen, ich weiß es. Aber es ist notwendig. Für uns alle. Sonst verharren wir in den Schützengräben

So wie ich im konkreten Fall zum Dialog mit dem Islam in Karlsruhe aufrufe, so liegt mir also auch bei der ewig jungen Grundfrage des Zusammenlebens die Bereitschaft und der Mut zum Dialog auf dem Herzen. Zu einem Dialog in Offenheit und mit der Bereitschaft, auf den anderen zuzugehen. Deshalb diese Veranstaltungsreihe, die, so hoffe ich sehr, nicht auf die VHS beschränkt bleibt.

Die Gefühle der Bevölkerung ergründen und achten

Aber ich will und kann es heute nicht beim sonntäglichen und unverbindlichen Aufruf belassen, sondern will auch einige Anmerkungen zum Inhalt machen: Es geht um das fruchtbare und friedliche Zusammenleben und deshalb will ich den Blick auf diejenigen lenken, die genau damit ihre Probleme haben und fragen: warum ist das so?

So, wie wir ja auch im Zusammenhang mit dem Attentat in den USA uns mit denen befasst haben, die den Nährboden abgeben für Unfrieden und Gewalt, müssen wir auch beim Kehren vor der eigenen Tür über die grölenden Glatzköpfe hinausschauen und fragen: Wo liegen die Ursachen?

Wenn wir diese Fährte wirklich aufnehmen, werden wir auf all die Menschen stoßen, die die sogenannte schweigende Mehrheit ausmachen. Versuchen wir einmal, in ihre Gefühlswelt

einzutauchen. Dabei stößt man zunächst einmal auf ein und dieselbe Ursache, die Menschen überall in den entwickelten Ländern die Frage lauter als in früheren Jahren stellen lässt, wo denn die so genannte Grenze der Belastbarkeit gegenüber Einwanderern gezogen werden müsse: Es ist das neue und historisch einmalige Zusammenrücken der Welt zum „Global Village“, das eine immense Wanderungsbewegung von arm zu reich ausgelöst hat und die Menschen überall in den Industrieländern vor das ungewohnte Problem des sich-Einrichtens mit mehr Fremden stellt als je zuvor. Unsere Diskussion über eine Leitkultur ist so einzigartig nicht, auch wenn sie in anderen Ländern anders genannt wird. Aber auch Frankreich streitet bisweilen heftig über und mit den Einwanderern aus dem Maghreb, auch die USA fragen sich, wie viele Latinos an der Westküste verkraftbar sind.

Das deutsche Problem

In Deutschland aber, und nur in Deutschland, wird diese Debatte der Auseinandersetzung mit dem Fremden beeinflusst von einem zweiten Aspekt, der uns in die unselige Vergangenheit unseres Landes vor einem guten halben Jahrhundert zurückführt. Im Gegensatz zu anderen Ländern der industrialisierten Welt haben wir ein Trauma zu verarbeiten, das uns bis heute ins Mark erschüttert. Nämlich, dass wir für zwei böse Jahrzehnte all unsere humanitäre Tradition über Bord geworfen haben und uns als Angehörige einer angeblich besonderen Rasse über andere Menschen in dieser Welt gestellt und damit unsägliches Leid über Millionen von Menschen und viele Völker gebracht haben. Ein Trauma, nach wie vor ebenso unvorstellbar wie unentschuldig, das nicht nur uns heute noch beschämt, sondern das uns immer wieder auch von anderen in Erinnerung gerufen wird, wenn wir über Recht, gar über das Vorrecht unserer Kultur reden. Diese Hinweise, Ermahnungen oder Belehrungen – wie immer Sie das nennen wollen – werden Menschen in anderen Ländern nicht zuteil.

Wir müssen damit leben. Und wir haben Anlass genug, um bescheiden aufzutreten in der Diskussion um eine Leitkultur. Aber es sind Jahre ins Land gegangen und viele Menschen, die sechzig Jahre nach dem Ende des letzten Krieges in einer subjektiv und objektiv völlig veränderten Welt leben und aufwachsen, haben ein anderes Lebensgefühl. Sie wollen ja sagen dürfen zu ihrem Leben, ohne dieses „Ja“ stets vor dem Hintergrund der Vergangenheit relativieren zu müssen. Sie wollen „stolz“ sein auf das, was ihr Leben ausmacht und werden mit einer intellektuellen Debatte darüber, ob sie das sein dürfen, nicht erreicht. Und da ist noch etwas zu berücksichtigen; eine Last aus eben dieser Vergangenheit, die wir alle zu tragen haben, die vielen in dieser dauerhaften Auswirkung kaum bewusst ist: Es ist ein Bruch

in unserem Geschichts- und Kulturbewusstsein, in unserer Identität eingetreten, die andere Länder auch nicht ansatzweise erfahren haben. Große Teile der Kultur, die Deutschland in den vergangenen Jahrhunderten in der Welt bekannt gemacht und ihm Achtung und Bewunderung eingebracht haben und auf die Deutschland stolz war, sind untergegangen, aus Scham oder Verdrängung. Lieder aus der Vergangenheit werden nicht mehr gesungen, Dichter nicht mehr gelesen, Begriffe nicht mehr verwendet, weil sie diskreditiert sind. Und längst nicht alle diese Lieder und Gedichte, die auf dem Index der political correctness stehen, stammen aus der Hexenküche der Nationalsozialisten. Das versteht nicht mehr jeder und dafür habe nun ich wiederum Verständnis. Teile der deutschen Kultur sind Schülern Japans heute vertrauter als unseren eigenen.

So sieht sich die „schweigende Mehrheit“ gefangen zwischen der Erkenntnis, dass in der globalisierten Welt vieles nicht zu bewahren ist, an was man sich gewöhnt hat; der Unsicherheit darüber, was deutsche Kultur eigentlich noch ist oder sein darf und dem ständig latenten Hinweis auf die Verpflichtung aus der Vergangenheit. Nimmt es da in der Summe wunder, dass viele Menschen in Deutschland sich schwer tun mit der Welt, die multikulturell genannt wird? Sollten wir das nicht respektieren und unsere Mühen darauf verwenden, auf diese Menschen zuzugehen, mit ihnen zu reden, um das Unbehagen abzubauen? Sie zu belehren, dass ihre Gefühle falsch seien, mag den Belehrenden befriedigen, sehr hilfreich ist es nicht.

Sitten und Gebräuche respektieren

Ich will in der Summe der Argumente das Bild vom Gastgeber und seinem Gast wählen, auch wenn es nicht völlig übertragbar ist. Niemand darf es einem Gastgeber verargen, wenn er davon ausgeht, dass der das Haus betretende Gast seine Sitten und Gebräuche achtet. Nichts anderes gilt für Menschen, die ein Land betreten, in dem sich andere Menschen bereits eingerichtet haben. Ich weiß natürlich, dass die Übertragbarkeit des Bildes insoweit scheitert als die hier lebenden Ausländer, die eingebürgerten ehemaligen Ausländer gar die eingewanderten Deutsche nicht bloße Gäste sondern gleichberechtigte Mitbürger sind – aber die Grundaussage stimmt. Wer ein Land betritt und es zu seiner neuen Heimat macht, sollte das Vorrecht von Sitten und Gebräuchen der Einheimischen achten (vielleicht hat er es ja gerade deshalb gewählt?). Das ist in keinem Land der Welt anders. Und der Einheimische sollte das Andere im neuen Nachbarn akzeptieren. Dann und nur dann haben beide Seiten Gewinn.

Wie sieht es damit in Karlsruhe aus? Wir tun viel für ein verträgliches Miteinander, kein Zweifel. Aber reicht das? Sind „die Pforten der Wahrnehmung“, um Blake wieder aufzugreifen, wirklich geöffnet?

- Es ist keineswegs eine Wüste, über die wir bei der Diskussion über das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern in Karlsruhe reden. Im Gegenteil – ich behaupte sogar, dass es bei uns überdurchschnittlich viele positive Ansätze gibt. Wie es dem liberalen Geist unserer Stadt eben entspricht. Nicht immer weltoffen, aber doch von dem Wunsch getragen, mit dem Nächsten verträglich auszukommen. Es gibt eine breite politische Szene, die sich nach Kräften um ein gutes Zusammenleben von Deutschen und Ausländern bemüht. Ich nenne da die Hilfe für Flüchtlinge und Asylsuchende, die in Karlsruhe lange und gute Tradition hat. Ich nenne Aktionskreise wie „Miteinander leben“, die den Gedanken auf politisch-humanitäre Weise fördern. Oder ich nenne den Ausländerbeirat, das IBZ, und – unter Verstoß gegen die „political correctness“ – das Haus der Heimat. Natürlich weiß ich, dass im Haus der Heimat im wesentlichen Deutsche verkehren. Und dennoch nenne ich es in einem Zug mit dem IBZ, weil es mir nicht um die Unterscheidung von Menschen nach Reisepässen geht, sondern um das Zusammenleben zwischen Gewohntem und Fremdem. Und wer wollte bestreiten, dass unserer Bevölkerung etwa die aus Russland kommenden heutigen Mitbürger manchmal fremder sind als etwa Italiener, die aus dem Kulturkreis westlicher Industrienationen stammen und seit längerem ihren Wohnsitz bei uns haben.

Reicht das? Klare Antwort: Nein, es reicht nicht! Bei allen guten Ansätzen und der grundsätzlichen Anerkennung, von der ich bereits sprach – wir können die Augen nicht davor verschließen, dass auch wir einigen Nachholbedarf haben. Auch bei uns gibt es eingefahrene Rituale, die die Begegnung erschweren; auch bei uns gibt es Gräben, die nicht übersprungen werden; auch bei uns gibt es Denkblockaden, die bisweilen selbstverordnet sind und gerne gepflegt werden.

Machen wir uns nichts vor: Die jährlichen Gedenkfeiern unter den immer gleichen, zu immer denselben Anlässen, mit immer den gleichen Referenten und Zuhörern, das ist sicher notwendig, weil es zum Anstand gehört, traurige Tage nicht zu vergessen, die Erinnerung wach zu halten. Aber solche Gedenktage, solche Veranstaltungen verändern wenig, zu wenig.

Diejenigen, um die es uns geht, kommen nicht. Und auch wenn es weh tut, will ich in diesem Zusammenhang noch einmal auf die bereits angesprochenen feinen Denknischen zurückkommen: Ist es nicht auch ein Stück bequeme Erleichterung des Gewissens, sich unter seinesgleichen für die Humanität dieser Welt auszusprechen und Appelle an all die Nichtanwesenden zu richten? An all die, mit denen wir den direkten Kontakt eigentlich gar nicht suchen? Es hilft nichts – so oft wir uns gegenseitig bestätigen. Es gibt sie, die Menschen, die anders fühlen, denken und handeln als wir. Und wir müssen sie dort abholen, wo sie sind; mit ihnen dort reden, wo sie sich aufhalten. Die Probleme im Zusammenleben der Menschen unterschiedlicher Kulturen definieren wir nicht hinweg, indem wir uns in unserer gewohnten sozialen Umgebung selbst bestätigen. „Toleranz“ meint nicht die Toleranz der anderen gegenüber mir, sondern meine Toleranz gegenüber anderen. Die politisch korrekte Presseerklärung an die Stelle des direkten Gesprächs zu setzen, ist zwar leider Realität geworden, aber sie kann das Gespräch nicht ersetzen. Die Auseinandersetzung muss unmittelbar geführt werden.

Raus aus den Denknischen!

Meine Frage hieß: Reicht das, was wir in Karlsruhe tun für ein Miteinander der Kulturen? Und ich halte aus meiner Sicht nochmals fest: Nein, es reicht nicht. Wir müssen heraus aus unseren lieb gewonnenen Nischen und gerade mit denen Kontakt aufnehmen, die ganz anders denken, als wir es wollen.

Ich fasse meine Anregungen an die in Karlsruhe zu führende Debatte zusammen:

- Zusammenleben erfordert Toleranz von allen Seiten. In diesem Zusammenhang müssen wir uns mehr als bisher mit der Gefühlslage und Gedankenwelt der sog. „schweigenden Mehrheit“ öffnen.
- Wir müssen heraus aus unseren Nischen und die Diskussion in die Bevölkerung tragen. Die Gespräche müssen in den Stadtteilen, in den Bürgervereinen, in den Sportvereinen stattfinden.
- Und im ganz aktuellen Fall sollten wir das Angebot der Christlich-Islamischen Gesellschaft Karlsruhe zu einem offenen Dialog aufnehmen.

Ich habe mich heute der Frage gestellt, wie wir den Nährboden der Gewalt trockenlegen. All diese Gedanken basieren natürlich auf der **Grundüberzeugung, dass es nicht nur eine schlichte Notwendigkeit ist, sich mit dem „Fremden“ einzurichten, sondern dass dieses Miteinander für alle Seiten ein großer Gewinn** sein kann. Diese schlichte Selbstverständlichkeit näher auszuführen war heute nicht mein Anliegen – überdies kennen Sie mich und meine Grundüberzeugung ja.

Ich wollte ein Plädoyer halten für das tägliche Niederreißen von Denkschranken. Und von Klischees, die dem Gefühl entspringen und uns mehr trennen als zusammen führen. Niemand ist schlecht, weil er Ausländer ist. Aber es gilt auch: Niemand ist gut, weil er Ausländer ist. Niemand ist schuldig, weil er Deutscher ist oder Moslem. Niemand ist gut der Herkunft halber und niemand schlecht. Wir sollten unsere Pforten der Wahrnehmung wechselseitig öffnen. Das ist es wohl, was William Blake gemeint hat. Und es gilt im Jahr 2001 ebenso wie 1793.

Ulrich Eidenmüller